Dialog mit der Zeit : Warum ich schreibe

Autor(en): **Hämmerle, Alphons**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Mariastein : Monatsblätter zur Vertiefung der Beziehungen zwischen Pilgern und Heiligtum**

Band (Jahr): **53 (1976)**

Heft 6

PDF erstellt am: **28.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-1031351

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

klingen all jene Themen auf, die der Autor in seinem Aufsatz «Dialog mit der Zeit» berührt.
Was er im Aufsatz nur leise andeutet, ist seine Beheimatung im Glauben, im christlichen Abendland, in der Kirche. Da aber ist auch er ein Suchender, ein Fragender. «Unaufhörlich brennt die Frage, unaufhörlich: Was ist Gott», beginnt ein Gedicht in «Brot, nicht Steine». Weil er sich zuinnerst mit der Kirche, mit den Glaubenden verbunden weiss, setzt er sich nicht nur in Staat und Gesellschaft, sondern auch in der Kirche für eine echte Freiheit ein. Bezeichnend ist seine Laienpredigt, die er 1971 in Baden auf den Text von Gal 5, 13—18 («Ihr seid zur Freiheit berufen, Brüder...») gehalten hat. Im Schlussteil stehen folgende Sätze:
«Ein Christ dürfte kein verkrampfter Mensch sein, der aus Angst um sein zeitliches und ewiges Wohl kaum zu leben wagt. Wir müssten Menschen sein, die trotz aller Zwänge verstehen, ihr Leben sinnvoll und planvoll einzusetzen. Die Bedrohung der Freiheit in der heutigen Gesellschaft wird nur durch freie Menschen abgewendet werden. Wo steht unsere Kirche? Sie soll der Raum der Freiheit für die Menschen sein, von dem aus die Befreiung des untergehenden Abendlandes geschehen könnte. Ist sie es? Wie könnte sie mehr zum Ort der Freiheit werden?»
Die 13 hier zum erstenmal veröffentlichten Gedichte Alphons Hämmerles sind in den letzten zwei, drei Jahren entstanden. Es waren für ihn recht fruchtbare Jahre. Der Leser sei aber nachdrücklich auf den bereits genannten Gedichtband «*Brot, nicht Steine*» verwiesen, der ein umfassenderes Bild von der Welt A. Hämmerles zu geben vermag. Hier stehen vier zeitkritische, z.T. satirische Gedichte voran. Es folgen Naturgedichte und solche, die aus dem Erlebnis der Jahreszeit (der gegenwärtigen Periode entsprechend einzig Herbst-Gedichte) emporsteigen zu einer religiösen Vertiefung. Schliesslich finden sich auch religiöse Gedichte aus dem Kreis des Kirchenjahres ein. Bewusst wurden nicht nur freirhythmische, sondern auch metrisch gebundene und gereimte Texte ausgewählt.

Dialog mit der Zeit

Warum ich schreibe

Alphons Hämmerle

Eines der ersten Gedichte, die ich — es war in der mittleren Gymnasialzeit — schrieb, zeigt deutlich die Gefolgschaft der romantischen Naturlyriker. Vierzig Jahre sind es her, seit ich mit diesem schwierigen Métier begann. Vieles blieb in der Schublade, anderes wagte sich ans Licht der Öffentlichkeit, kam in die Zeitung, in Zeitschriften, in Anthologien, wurde am Radio gesprochen, wurde für bestimmte Anlässe (Serenaden, Schulhauseinweihungen, 750-Jahrfeier eines Städtchens geschrieben, von Schülern auswendig gelernt und dem Publikum vorgetragen.
40 Jahre Erfahrung im Umgang mit dem Wort. Fast erliege ich der Versuchung, meinen Werdegang als Schreibender («Dichter» ist ein grosses Wort; «Schriftsteller» riecht mir zu sehr nach PEN) darzustellen. Es wären viele Stationen aufzuführen, Stadien der Entwicklung nachzuzeichnen. Ich müsste mein Leben erzählen, Kultur und Politik dieser Dezennien im In- und Ausland miteinbeziehen. Der Zeit kann nämlich kein Mensch ausweichen. Sie beeinflusst ihn, sie fordert ihn heraus. Diesen Dialog mit der Zeit habe ich ge-

führt, und was ich während dieses Lebensabschnitts, der wohl die besten Jahre eines Erdenwandels ausmacht, geschrieben habe, hat mit dem Geist dieser Zeit zu tun, ist der Versuch, einen Standort zu gewinnen, festen Fuss zu fassen, Antwort zu geben auf die Fragen und Nöte, die von aussen an mich herantreten und die mich von innen her bedrängten. Schreiben sehe ich als Mittel der Ichfindung an, zugleich aber ist es ein Weg, der in die Weite und Tiefe der Welt führt, zur Begegnung mit dem Menschen. Im höchsten und tiefsten Verstande aber hat Schreiben die Aufgabe, ein Licht zu sein im Dunkel der Zeit, die Weltlüge zu entlarven, die Wahrheit zu vertreten, den Funken Hoffnung im Menschen zu entzünden, die Herzen zu öffnen für die Grösse der Schöpfung, sie anzuleiten, die wahren Ordnungen zu erkennen, sie hellhörig zu machen für die Stimme Gottes im Chaos, in der Wirrnis der Geschichte.

Das sind grosse Worte. Zu schwer fast, ihnen in dieser Zeit des Zerfalls, der tödlichen Krise, in welcher wir auf der ganzen Welt stehen, nachzuleben. Ich möchte nicht den Eindruck eines Utopisten erwecken — ich kenne die zermürbende Arbeit am Schreibtisch. Verse machen ist kein romantischer Spaziergang. Wie oft führt der Weg in die Sackgasse. Man streicht. Man zerreisst Blatt um Blatt. Man fängt, missmutig geworden, neu an. Und wenn man glaubt, die Verse seien einem endlich gelungen, wird man schon einige Stunden später, wenn man Abstand davon gewonnen hat, ihrer Fehlerhaftigkeit oder gar Unbrauchbarkeit gewahr. Wie manche Aufsätze habe ich umgeschrieben, und dies nicht nur einmal! Oder das Thema Italien: da bin ich den Städten Etruriens nachgezogen. Das Erlebnis war stark und nachhaltig. Und nun mache ich mich einige Wochen nach meiner Rückkehr daran, dieses Erlebnis aufs Papier zu bringen, etruskisches Wesen durch meine Schilderungen dem Leser zu erschliessen... Da sehe ich mich plötzlich in einem Meer von Fragen, die ich nur durch fleissiges Studium solider wissenschaftlicher Bücher über diesen schwierigen Gegenstand einigermassen richtig beantworten kann, soll meine Darstellung mehr werden als ein ungenaues journalistisches Geflunker. Die berufliche Tätigkeit nimmt mich in Beschlag. Der tägliche Krimskrams lähmt. Die Mussestunden nach Erfüllung der Pflichten sind die Woche durch manchmal an einer Hand aufzuzählen.

Wen aber die Leidenschaft des Schreibens gepackt und wer erkannt hat, welch grossartiges Mittel der Kommunikation mit sich selber, mit den Menschen, mit dem Geist der Zeit, mit der Natur, mit den Geheimnissen des Lebens das Schreiben sein kann, kommt nicht so leicht davon weg. Es wird ihm zur zweiten Natur, zum zweiten Beruf. Wie ein unsichtbares Wesen begleitet er mich durch den Tag, als eine Stimme, die sich plötzlich meldet, die mir sagt: «Das musst du zu Papier bringen, das sollte aufgeschrieben werden.» Manchmal gehorche ich der Mahnung, oft schiebt sich anderes, Geisttötendes dazwischen. Aber vielleicht ist auch das nötig, muss der Widerstand, die Alltäglichkeit, der Staub sein, dass ein Gedanke, eine Erfahrung sich setzen, reifen kann, wenn

sie mehr sein sollen als schillernde Seifenblasen. Schreiben heisst, dass der Gedanke Gestalt annimmt, die Erfahrung, das Gefühl zu Bild und Gleichnis wird. Das ist ein Prozess wie das Lernen, das selten schmerzlos verläuft.

Alle die Jahre, wo ich schrieb, lebte ich mit dem Gedicht. Es kann erzählend, beschreibend, lyrisch bewegt oder satirisch sein — immer glaube ich, darin mich am unmittelbarsten auszudrücken und fühle mich in der mir eigenen Domäne. Ich erwähnte eingangs meine Herkunft von der Romantik. Mächtiger aber sprach mich lange Zeit Hölderlin an, vor allem seine späten Hymnen mit ihrer Rhythmik und ihrer wunderbaren Melodie. Hier schöpfte ich Poesie wahrhaft «aus erster Hand». Dann war es Rilke mit seinen Dinggedichten, die mich lehrten, wie man Konkretes dichterisch einfangen kann. Ich liess mich erschüttern durch den Aufschrei der Expressionisten. Ihre Klage, ihr Aufbruch nach einer bessern Welt, ihr Versuch, neu anzufangen, hat mich in den Kriegsjahren nicht weniger bewegt. Leben und Werk von Antoine de Saint-Exupéry halfen mir, ein sachliches Verhältnis zur Welt der Technik zu gewinnen. Dann traten die christlichen Dichter in meinen Gesichtskreis, so Paul Claudel, Gertrud von Le Fort, Werner Bergengruen, Reinhold Schneider. Letzterer wurde für meinen inneren Weg zu einer Schicksalsmacht. Ihm verdanke ich mehr als nur einige Denkanstösse. Er hat mein innerstes Gewissen geschärft.

Warum ich schreibe? Nun, weil es mich dazu drängt, müsste ich als Antwort geben. Ich sehe Schreiben als eine Notwendigkeit an. Andere spielen Geige oder Klavier und legen ihre Seele da hinein. Mein Trachten geht nach dem Wort. In ihm «objektiviert» sich mein Geist, um mit Hegel zu sprechen. Im Gedicht habe ich ein Zuhause! Es ist Wurzel und Blüte meiner Existenz. Im Gedicht der grossen Lyriker finde ich mehr als nur Trost. Ich denke an Dantes Menschheitsdichtung, wo Europas Wissen und Glaube, in eins gefasst, vom Gewissen durchleuchtet, anschaubar wird.

Gewissen. Dies war seit eh und je ein Quellgrund meiner Lyrik. Ich muss sagen: in zunehmendem Masse. Die letzten 30 Jahre haben das innere wie auch das äussere Antlitz unseres Landes verändert. Grosse, einst traumhafte Gegenden, wurden durch hektische Industrialisierung und wild wuchernde Bautätigkeit verschandelt und zerstört. Diese Umweltzerstörung ist nur ein Ausdruck dessen, was in der Seele der Eidgenossenschaft vor sich ging. Der Fortschrittsglaube, der rein materialistisch verstanden wurde, offenbarte hier seine wahre Natur. Diese Entwicklung hat das Gewissen auf den Plan gerufen. Ein Malaise breitete sich aus im Masse, wie der Wohlstand wuchs. Flüsse wurden verunreinigt, Seen verschmutzten derart, dass der Fischbestand einging und an ein Baden nicht mehr zu denken war. Wälder wurden in der Kreuz und Quere zerschnitten, Bauerndörfer touristisch umgekrempelt. Die Städte wurden immer unwohnlicher. Ein Exodus aufs Land setzte ein. Die Spekulanten feierten sieben fette Jahre. Der Naturschutz glich einer Feuerwehr, die fast täglich ausziehen musste, um Brände zu löschen. Ich selbst erlebte als Mitglied der Reusstalstiftung den Kampf für die Erhaltung des letzten frei fliessenden Flusses unseres Kantons.

Diese «heissen» Jahre schlugen sich in meiner Lyrik nieder. Die geschundene Natur ging mir ans Herz. So musste ich für sie einstehen. Ich erlebte bewusster die Jahreszeiten und pries die Blumen, den Wald, die Arbeit der Bauern. Ich sah und schilderte die Natur als Bild und Gleichnis.

Ich hatte Werte zu verteidigen: die Ehrfurcht vor allen Dingen, die dreifache Ehrfurcht, wie sie Goethe lehrte. Ich möchte, dass unser Land wieder menschlicher werde, dass unsere Leistungsgesellschaft sich auf das richtige Mass zurückbesinne, dass wir uns mehr als früher als Brüder fühlen, die für einander verantwortlich sind. Wir müssen ernst mit dem «Metanoeite» machen, bevor es zu spät ist. Wir müssen von Grund auf neu zu denken beginnen, auch wenn das mit materiellen Verlusten einher ginge. Dafür bin ich in den letzten 20 Jahren eingestanden. Das war eine Triebfeder meines Schreibens. Sie wird es auch weiterhin bleiben — und ich fürchte, in Zukunft satirisch werden zu müssen...